

PERSPEKTIVEN

Politische Bildung für die Migrationsgesellschaft

Nr.4

Die Fußball-Europameisterschaft 2012 ist vorbei und wir nähern uns dem Sommerloch. Als kleine Ferienlektüre hält dieser Newsletter einen hoffentlich anregenden Bericht über unsere Tagung „Bildungsansatz Alltagskultur“ für Sie bereit, ebenso eine Vorstellung des KIGa-Modellprojektes „IKRAM – Islam und Islamismus im Kontext von Rassismus und Migration“. Leider müssen wir uns aber auch verabschieden. Verabschieden von zwei Menschen, deren (Über)-Lebensgeschichte uns stark beeindruckt hat. Ruth Arndt Gumpel und Erich Arndt sind verstorben. Wir erinnern uns ihrer in großem Respekt und sind dankbar dafür, sie kennengelernt zu haben.

Bildungsansatz Alltagskultur

Antisemitismus(kritik) im Kontext von Lebenswelten, Funktionalitäten und Emotionen: Ein Tagungsbericht von Hanne Thoma, Koordinatorin der Task Force Education on Antisemitism

„Antisemitismus ist kein Randgruppen- oder Minderheitenphänomen, sondern funktioniert herkunfts- und schichtenübergreifend.“ Dieser häufig ignorierten Erkenntnis will die von der Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus, dem Zentrum für Antisemitismusforschung der TU Berlin und der Stiftung „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ gemeinsam veranstaltete Tagungsreihe „BLICKWINKEL. Antisemitismus in der Migrationsgesellschaft“ konzeptionell gerecht werden. Im Zentrum der Reihe stehen deshalb die herkunfts- und schichtenübergreifenden Themen Lebenswelt, Alltagskultur und Gender, mit denen nach innovativen Zugängen zur pädagogischen Bearbeitung von Antisemitismus gesucht wird. Expert_innen aus Wissenschaft und Bildungspraxis betrachten dabei Antisemitismus, pädagogische Antisemitismusprävention und die Spannungen innerhalb des Themenfeldes, die durch die vielfältigen Identitäts- und Geschichtsbezüge der Migrationsgesellschaft in Deutschland (im Land der Täter_innen) bestehen.

Vom 3. - 4. Mai 2012 fand in Frankfurt am Main unter dem Titel „Bildungsansatz Alltagskultur“ die in Kooperation mit der Jugendbegegnungsstätte Anne Frank, dem Fritz Bauer Institut und dem Jugendbildungswerk Frankfurt/Main erarbeitete und durchgeführte zweite Tagung der Reihe statt.

Auf die Begrüßung durch ULLA KUX (Stiftung EVZ), JULIANE WETZEL (ZfA) und CHRISTIANE VAN DEN BORG (Leiterin Jugend- und Sozialamt der Stadt Frankfurt am Main) folgten drei Beiträge zum Stand der wissenschaftlichen Debatte.

BARBARA SCHÄUBLE (Hochschule für angewandte Wissenschaft und Kunst, Holzminden) beschrieb das Alltägliche in ihrem Beitrag „Alltagskultur, Antisemitismus und Pädagogik“ als Ort der Reproduktion von Antisemitismus, der sich auch als Gelegenheit zur Intervention anbietet. Es gibt nicht den einen, sondern verschiedene Formen von Antisemitismus, dement-

sprechend nicht nur eine Gegenstrategie.

Bildungsarbeit muss am Subjekt orientiert sein, darf aber nicht auf diese Perspektive beschränkt bleiben. Nicht-schädigende Alternativen zu antisemitischen Formen der Lebensbewältigung sind ein wichtiges pädagogisches Ziel, bei dem der Alltag und Verbesserungen der strukturellen Lebensbedingungen in den Blick genommen werden müssen.

STEPHAN BUNDSCHUH (Fachhochschule Koblenz) hob hervor, dass der Alltagsantisemitismus informell, oft unbeußt und ohne bestimmte Intention geäußert wird, antisemitische Zuschreibungen und Stereotype sind mit der Alltagswelt geradezu verwoben. Unter dem Titel „Soziologische Reflexionen zum Alltag als Handlungsfeld einer Pädagogik gegen Antisemitismus“ diskutierte Bundschuh das Verhältnis von Alltagswelten zu anderen gesellschaftlichen Feldern (Wissenschaft, Politik, Medien). Er begreift Antisemitismus als „gesellschaftliches Verhältnis“, verneint aber, dass Antisemitismus heute

(außerhalb des Rechtsextremismus) als universeller kultureller Code - also als Schlüssel zur Interpretation gesellschaftlicher Verhältnisse – fungiert. Ziel der Pädagogik muss weiterhin die Vermeidung der Barbarei sein. Indem die Mündigkeit der Person, ihre weitgehend autonome Urteils- und Handlungsfähigkeit, im Vordergrund steht, wird Antisemitismus nicht essentialisiert, sondern als soziales Verhältnis dechiffriert, das verändert werden kann.

Auf Grundlage einer Studie von Mansel/ Speiser (2010) erklärte KURT MÖLLER (Hochschule Esslingen) in seinem Beitrag über „Facetten und Bedingungsfaktoren antisemitischer Einstellungen bei Jugendlichen“ die empirisch deutlich höhere antisemitische Belastung von Jugendlichen mit türkischem, kurdischem, arabischem oder muslimischen familiärem Migrationshintergrund. Auf der Basis gruppenspezifischer Diskriminierungserfahrungen und/ oder -wahrnehmungen entsteht bei diesen Jugendlichen Antisemitismus, wenn sie ideologische Angebote bekommen und übernehmen - besonders durch das „narrative Antagonismuselement“, durch das Gruppen als antagonistisch wahrgenommen werden (Wir-Gruppe versus Juden/USA). Möllers aktuelle qualitative Längsschnittstudie mit 13-16jährigen herkunftsdeutschen sowie migrantischen Jugendlichen aus muslimischen und christlichen Sozialisationskontexten und Aussiedlerjugendlichen zeigt weitere „antagonismusähnliche Konstruktionen“. Alltag ist vorreflexiv, unreflektiert und von Routinisierungen geprägt. Vor diesem Hintergrund kann die mit dem lebensabschnittsbedingten Identitätsaufbau einhergehende Verunsicherung bei Jugendlichen dazu führen, dass alltagseingelagerte antisemitische Narrative übernommen werden, um Orientierungs- und Verhaltensfähigkeit zu erlangen und zu demonstrieren. Dies perpetuiert die Reproduktion antisemitischer Alltagsdiskurse.

Unter dem Titel: „Alltagskultur und Antisemitismus-Prävention – Reflexionen zwischen Empirie, Bildungstheorie und Praxis“ zogen KURT MÖLLER, STEPHAN BUNDSCHUH und GABRIELE ROHMANN (Archiv der Jugendkulturen) in einer von BARBARA SCHÄUBLE moderierten Podiumsdiskussion Schlüsse aus der wissenschaftlichen Diskussion des Tages für die Praxis. Strittig war in der Plenumsdiskussion die Aussagekraft empirischer Daten zur antisemitischen Belastung von Jugendlichen mit Migrationshintergrund einerseits und der Mehrheitsgesellschaft andererseits. Diskutiert wurden die Reproduktion stereotyper, diskriminierender Vorannahmen in der Forschung und Aspekte sozialer Erwünschtheit in den Antworten der Befragten. Kontrovers gesehen wurde das Verhältnis von Antisemitismus, Antisemitismusbearbeitung und -prävention und Erfahrungen, Emotionen, moralischer Belehrung und Lernen. Rohmann plädiert vor dem Hintergrund ihrer Praxiserfahrung dafür, Antisemitismus mit Hilfe von alltagskulturellen, lebensweltnahen Zugängen (z.B. Jugendkulturen) entgegen zu treten. Sie beschreibt Jugendkulturen als heterogen und kreativ. In Jugendkulturen werden Themen der politischen Bildung ausgehandelt. Einerseits spielen Diskriminierungen (u.a. Antisemitismus) mit denen teilweise auch provoziert wird, eine Rolle, andererseits werden sie innerhalb der Jugendszenen bekämpft. Möller plädiert für eine „Pädagogik der funktionalen Äquivalente“, die andere Erfahrungen ermöglicht, um an die Stelle der Funktionen, die Antisemitismus erfüllt, etwas zu setzen, das für die Gesellschaft und das Individuum weniger schädigend ist. Bundschuh betont die Notwendigkeit von Reflexivität: Pädagogik müsse deutlich machen, dass Antisemitismus nicht aus der Erfahrung mit Juden resultiere, sondern aus gesellschaftlich verankerten kollektiven Bildern. Er weist darauf hin, dass heute ein „kultureller Code der Ausgrenzung“ im

Vordergrund steht.

Abschließend präsentierte die Jugendbegegnungsstätte Anne Frank ihre emotional berührende Ausstellung „Omid ist mein Name – und der steht für Hoffnung“ zum Schicksal iranischer Oppositioneller, mit der aktuelle Verfolgung programmatisch an einem Ort der Erinnerung an die Shoah thematisiert wird.

Am zweiten Tag fanden parallel vierstündige Workshops statt. Einige Workshopdiskussionen waren von politischen Kontroversen geprägt, andere Einheiten erzeugten sehr konstruktive Gruppenprozesse: GERD DEMBOWSKI (Deutsche Akademie für Fußballkultur), der kenntnisreich Biographien jüdischer Fußballer in Deutschland einbrachte, und ANDREAS KOCH (Kreuzberger Initiative gegen Antisemitismus) ließen den Ansatz: „Fußball als thematischer Zugang in der antisemitismuskritischen Bildungsarbeit – Potenziale und Konzepte“ gemeinsam erarbeiten.

JULIANE WETZELS Bestandsaufnahme zu Antisemitismus in Medien eröffnete den Workshop „Antisemitismuskritische Bildungsarbeit mit Medien“; anschließend zeigten TAMI ENSINGER (Jugendbegegnungsstätte Anne Frank) und SABINE HOFFMANN (Gallus Zentrum Jugendkultur und Neue Medien) pädagogische Praxisbeispiele.

Unter dem Workshoptitel: „Nationale Kulturen? Antisemitismus im Spannungsfeld von Selbstverständnis und Zuschreibung“ problematisierten ROSA FAVA (Jüdisches Museum Berlin) und UFUK TOPKARA (Graduiertenkolleg Islamische Theologie) rassistische Zuschreibungen für „Migrant_innen“ im Antisemitismus-Diskurs.

Der Workshop „Musik und mehr – Jugendkulturen als antisemitismuskritischer Bildungsansatz“ mit JAN BUSCHBOM (Violence Prevention Network) und GABRIELE ROHMANN vermittelte Wissen über Antisemitismus in Jugendkulturen, vor

allem aber Anregungen, jugendkulturelle Vielfalt für politische und normative Auseinandersetzungen zu nutzen.

Das von MARGRIT FRÖHLICH (Evangelische Akademie Arnoldshain) moderierte Podium mit UFFA JENSEN (Max-Planck-Institut für Bildungsforschung), MEHMET SENEL (IB-Bildungsstätte Hadamar) und MARINA CHERNIVSKY (Zentrale Wohlfahrtsstelle der Juden in Deutschland) widmete sich dem Thema: „Sichtbares und Unsichtbares: Geschichte und Emotionen im Kontext von Antisemitismus in Bildung und Gesellschaft“. Diskutiert wurden der pädagogische Umgang mit der Erfahrung von Nationalsozialismus und Shoa und die Frage, welche Rolle Emotionen dabei spielen, sowie welche pädagogischen Zugänge es gibt, um Unsichtbares bearbeitbar zu machen. Thema war auch die Relevanz emotionaler Reaktionen auf den Nahostkonflikt für die historisch-politische Bildung.

Für Jensen sind Sprache und Körper entscheidend. Er versteht Gefühle als Praktiken: man hat Gefühle nicht einfach, man macht sie. Pädagogisch bedeutet dies, dass man seinen Gefühlen zu Juden nicht ausgeliefert ist, sondern sie bearbeiten kann. Emotionales (und kognitives) Lernen in Pädagogik und Bildungsarbeit erfordert ein erhebliches Maß an Frei-

heit; dabei gilt für die Pädagog_innen, die komplexe Spannung zwischen Intervention und Zulassen zu halten. Chernivskys pädagogischer Ansatz im Projekt „Perspektivwechsel“, das primär mit Herkunftsdeutschen arbeitet, setzt auf die Reflexion der eigenen historisch-biographischen und soziokulturellen Eingebundenheit aller am pädagogischen Prozess Beteiligten und gleichzeitig auf die Reflexion der pädagogischen Zugänge selbst. Ziel ist zunächst emotionale Entlastung, um zur Verantwortungsübernahme zu kommen. Für Senel sind eigene Diskriminierungserfahrungen der Teilnehmenden ein wichtiger Ansatzpunkt historisch politischer Bildung. Es ist wichtig, verschiedene Formen von Diskriminierung wie Antisemitismus, Rassismus und Homophobie zusammenhängend zu thematisieren.

Unter dem Eindruck der Workshops betonte GOTTFRIED KÖBLER (Fritz Bauer Institut) in seinem Tagungsresümee das Potential spontan entstehender Situationen für eine kompetente Auseinandersetzung mit Antisemitismus in der Pädagogik.

Alltagskulturen gibt es nur im Plural, hielt Köbler fest. Allerdings fehlt Pädagog_innen deshalb häufig das Wissen darüber, was für ihre Teilnehmenden alltagskulturell relevant ist. Pädagog_innen sind die wichtigste Größe der Weiterentwicklung in

diesem Arbeitsfeld, in dem Emotionalität besonders wichtig ist. Eigene Toleranzgrenzen müssen stetig hinterfragt werden. Grenzen müssen explizit und transparent gesetzt und Werte ausführlich vermittelt werden, ein Appell allein ist kein Bildungsprozess.

Einem politischen Appell richtete die Tagung jedoch an die zuständigen Institutionen: Politische Erwachsenenbildung gegen Antisemitismus muss endlich breit angeboten und institutionell verankert werden, da Forschungsergebnisse kontinuierlich zeigen, dass Erwachsene und nicht Jugendliche die mit Antisemitismus hauptbelastete Zielgruppe sind.

Die Tagung verdeutlicht erneut die Wichtigkeit der Teilnehmendenorientierung in der Bildungsarbeit: Pädagogische Prozesse zu Antisemitismus sollten an Alltag, Themen und Bedürfnissen der jeweiligen Teilnehmenden ansetzen. Dass es hierzu vielfältige, kreative Ansätze gibt, haben die Workshops der Tagung auf beeindruckende Weise gezeigt. Pädagog_innen müssen dabei um Spezifika verschiedener Lebenswelten in der Einwanderungsgesellschaft wissen, ohne die Individuen stigmatisierend auf ihre Gruppenzugehörigkeiten zu reduzieren. Auch eine verstärkte Reflexion von Forscher_in-



© Rafael Herlich

nen über vorurteilsbeladene Vorannahmen in Forschungsdesigns und die Etablierung der Dimensionen Sozioökonomie und Gender in der Antisemitismusforschung wären wünschenswert.

Durchgängig wurde von wissenschaftlicher Seite betont, dass Pädagogik gegen Antisemitismus in infrastrukturelle Maßnahmen und die Verbesserung der Lebensbedingungen der Individuen (z.B. durch Bekämpfung von ritualisiertem Rassismus in Institutionen) eingebunden werden müsse. Die Diskussion konkreter Konzepte mußte die Tagung schuldig bleiben. Offen bleibt daher auch die Frage, wie Individuen dazu bewegt werden sollen, auf antisemitische Formen der Alltagsbewältigung zu verzichten, wenn diese angesichts der Verfasstheit der Gesellschaft subjektiv als funktional erscheinen.

Wegweisend könnte die Thematisierung von Antisemitismus und Emotionen werden – zwar gibt es in der Bildungsarbeit zu Antisemitismus bereits einzelne Methoden, die bei den Emotionen ansetzen. Ein genaueres Verständnis der Zusammenhänge und eine pädagogisch konzeptionelle Umsetzung stehen jedoch noch aus.

→ Kontakt Hanne Thoma: hanne.thoma@gmx.de

Bildungszugang Gender

– die dritte Tagung der Reihe „Blickwinkel. Antisemitismus in der Migrationsgesellschaft“

Wann: 29./30. Oktober 2012

Wo: Forum Volkshochschule im Rautenstrauch-Joest-Museum, Köln

Der Ruf nach Gendersensibilität ist heute überall zu hören. Gleichzeitig aber wird der Zusammenhang von ausgrenzenden Denk- und Deutungsmustern und Genderbezügen bislang kaum systematisch erforscht und reflektiert – so auch die Beziehung zwischen Antisemitismus und Geschlecht(er)verhältnis.

Die Tagung „Bildungszugang Gender“ möchte an der Schnittstelle von Wissenschaft und pädagogischer Praxis die Rolle von Gender in der Auseinandersetzung mit Antisemitismus diskutieren: Sind im Antisemitismus wie auch im Sprechen darüber Dimensionen von Gender enthalten? Ist es sinnvoll, Antisemitismus anhand von Gender kritisch zu bearbeiten? Wie wirken in der Migrationsgesellschaft unterschiedliche Macht- und Diskriminierungsverhältnisse zusammen und was bedeutet das wiederum für gesellschaftliche und präventiv-pädagogische Strategien und Konzepte?

Nachdem die erste Tagung der Blickwinkel-Reihe den „Bildungsraum Lebenswelt“ fokussierte und die zweite sich mit dem „Bildungsansatz Alltagskultur“ beschäftigte, hoffen wir für die Diskussion des „Bildungszugangs Gender“ auf einen weiterhin spannenden und lebendigen Austausch.

→ Details zur Anmeldung finden Sie unter:
www.stiftung-evz.de/blickwinkel



© Rafael Herlich

IKRAM – Islam und Islamismus im Kontext von Rassismus und Migration

Ein Modellprojekt von KlGA e.V. stellt sich vor

Eine Gruppe von 15 sich selbst als muslimisch verstehenden Schülerinnen und Schülern einer Kreuzberger Sekundarschule stehen vor der Synagoge in der Oranienburgerstraße in Berlin und warten auf Einlass. Der Besuch der Synagoge ist Teil des Rahmenprogramms des KlGA-Projektes „Was geht mich Palästina an? Identität im Spannungsfeld von Migration und Herkunft“ und seit Wochen geplant. Als die männlichen Jugendlichen dazu aufgefordert werden, ihren Kopf mit einer Kippa zu bedecken, weigern sie sich und argumentieren, dass sei ihnen aufgrund ihrer muslimischen Religionszugehörigkeit nicht erlaubt. Ein Jugendlicher, der in religiösen Fragen die Meinungsführerschaft der Gruppe hat, tritt dabei besonders in Erscheinung. Da die Pädagogen auf der Kopfbedeckung insistieren, ruft der Jugendliche den Scheich einer islamistisch orientierten Neuköllner Moschee an, in der er selbst aktiv ist, und fragt, wie er sich zu verhalten habe.

Diese Erfahrung ist nicht der Regelfall. In gewisser Weise spiegelt sie jedoch einen allgemein zu beobachtenden Bedeutungszuwachs im Leben muslimisch sozialisierten Jugendlicher wider. Ausdruck dessen ist eine wachsende Einflussnahme tatsächlicher oder vermeintlicher religiöser Autoritäten auf die Lebensgewohnheiten und Einstellungen der Jugendlichen – sei es via Satellitenfernsehen, Internet oder Predigten in Moscheevereinen. Schüler und Schülerinnen mit sehr starken Bezügen zu islamistischen Deutungsmustern sind zwar quantitativ gesehen deutlich in der Minderheit, können aber religiöse Diskurse unter den Jugendlichen prägen oder gar dominieren, da sie häufig als ‚Experten‘ für Religionsfragen gelten. Gleichzeitig ist teilweise jedoch auch eine deutliche Ablehnung der Diskursbestimmung durch einzelne, meist männliche Jugendliche,

von Seiten anderer Schülerinnen und Schüler zu erleben.

Muslimisch sozialisierte Jugendliche in Deutschland bewegen sich in verschiedenen Spannungsfeldern: innerfamiliäre Auseinandersetzungen um die Rolle und Auslegung von Tradition und Religion, Konflikte im Zusammenhang mit Minderheits- und Mehrheitsdiskursen und -praxen, Parallelitäten divergierender familiärer und staatlich-schulischer Narrationen, vielschichtige und teils widersprüchliche Identitätsangebote. Vor allem die tatsächliche oder empfundene Ausgrenzung in der deutschen Mehrheitsgesellschaft und die Wahrnehmung einer allgemeinen Nichtanerkennung dieser Erfahrungen können dazu führen, in der Hinwendung zu einer vermeintlich „ursprünglichen und einheitlichen“ Identität die Lösung zu suchen. Das bedeutet konkret, die Kategorie „Muslim/a“ für sich als vorrangiges Identitätsmerkmal zu definieren und der Religion einen, wenn nicht gar den, zentralen Platz im Leben einzuräumen.

In der deutschen Mehrheitsgesellschaft wiederum findet seit einigen Jahren eine Diskursverschiebung statt. Rassistische Ausgrenzung und Diskriminierung haben eine neue Richtung eingeschlagen: Wurden früher „Ausländer“ oder „Türken“ für soziale Missstände verantwortlich gemacht, wird für derartige Zuschreibungen heute eher der Begriff „Moslems“ verwendet. Migranten aus muslimisch geprägten Ländern werden in erster Linie als Muslime wahrgenommen, und Muslime wiederum nicht selten als grundsätzlich „rückständig, undemokratisch, terroraffin und fundamentalistisch“ gebrandmarkt.

In der pädagogischen Praxis formulieren muslimische Schülerinnen und Schüler kontinuierlich das Bedürfnis über Is-

lamfeindlichkeit zu sprechen. Nach ihrer Einschätzung bieten schulische und außerschulische Bildungsorte hierfür nicht genügend Raum. Eine zentrale Forderung vieler Jugendlicher ist die Anerkennung ihrer persönlichen Erfahrungen. Damit ist sowohl die Anerkennung rassistischer und sozialer Ausgrenzung gemeint, als auch die Anerkennung ihrer Religion.

Obwohl seitens der Politik und weiterer gesellschaftlich relevanter Akteure wichtige Schritte für die Anerkennung des Islams unternommen wurden - die Einberufung der Deutschen Islamkonferenz, die Ausbildung von Imamen in deutschen Universitäten, die Einführung des Islamunterrichts etc. – kann von einer gleichberechtigten Stellung des Islams mit den anderen Religionen und von einer allgemeinen gesellschaftlichen Anerkennung des Islam nicht die Rede sein. Öffentliche, massenmediale und politische Diskurse, die sich einseitig negativ auf den Islam beziehen, wie stark ablehnende Reaktionen gegen Moscheebauten, diskriminierende Äußerungen und Bebilderungen, die Ressentiments gegen kopftuchtragende Musliminnen etc. machen das immer wieder deutlich.

Davon profitieren gerade jene Kräfte, die tatsächlich einer anti-modernen, autoritären und totalitären Ideologie anhängen. Islamistische Propaganda setzt unter anderem ganz explizit bei der Wahrnehmung von Ausgrenzung und Diskriminierung an und entwirft darauf aufbauend erst einen islamistischen Opfermythos und dann das Szenario der Notwendigkeit von Widerstand gegen die zerstörenden Mächte des Westens und der Ungläubigen.

Es fehlen praktikable präventive Konzepte. Das Problem beginnt oft schon mit der Benennung des Phänomens: Obwohl die Bezeichnung „Islamismus“ als Selbstbezeichnung (z.B. in arabischen und türki-

schen Diskursen) gilt und wissenschaftlich sowie publizistisch schon lange etabliert ist, gibt es häufig eine Abwehr gegenüber dem Begriff unter Muslimen. Kritiker des Begriffs behaupten, der Islam werde dabei in ein schlechtes Licht gerückt. In der pädagogischen Praxis ist oft zu erleben, dass sich muslimische Jugendliche gegen die Verwendung des Begriffs wehren, da dieser die gesamte Religion „in den Dreck zieht“. Eine Differenzierung zwischen Islam und Islamismus muss deshalb ein Bestandteil der pädagogischen Auseinandersetzung sein.

Islamismus ist als Unterrichtsthema in den Lehrplänen sowohl der Sekundarstufe I als auch der Sekundarstufe II vorgesehen – in den Fächern Politik und Geschichte. Allerdings ist bei Lehrkräften und Pädagogen/-innen im Hinblick auf den Umgang mit islamistischen Deutungs-

stern eine große Unsicherheit festzustellen.

Diese Lücke will IKRAM zu füllen helfen. Das Projekt zielt darauf ab, zwei modellhafte Seminarreihen zur Islamismus-Prävention zu entwickeln. Die Bildungskonzepte richten an Schülerinnen und Schüler der 9. Jahrgangsstufe an kombinierten Haupt- und Realschulen (Sekundarschulen) sowie an Schülerinnen und Schüler der Sekundarstufe II an Gymnasien. Die Bildungskonzepte sind langfristig (etwa 20 Termine pro Halbjahr und Lerngruppe) angelegt und für den Einsatz sowohl im Regelunterricht als auch in der Nachmittagsbetreuung an Ganztagschulen geeignet.

Gleichwohl ist der Islamismus ein vielschichtiges gesamtgesellschaftliches Problem. Von daher wäre es fatal, Lehrkräfte mit der Verantwortung allein zu lassen.

Für eine wirkungsvolle Zurückdrängung des Islamismus bedarf es der Einbeziehung vieler gesellschaftlicher Kräfte und Akteure. Dazu gehören sozialisationsrelevante Akteure wie die Familie, Peergroups, Subkultur, Moscheen, Medien aber auch sozialräumliche Akteure wie Jugendfreizeiteinrichtungen, Nachbarschaftsvereine, Netzwerke im Stadtteil oder Bezirksämter. Auch dieser Herausforderung versucht IKRAM gerecht zu werden, beispielsweise durch kontinuierliche Vernetzungsarbeit, durch Öffentlichkeitsarbeit wie auch durch die Einbeziehung von ausgewählten sozialisationsrelevanten Akteuren in den Bildungsprozess.

Die Ergebnisse des Projektes werden in Form einer Broschüre veröffentlicht.

Ruth Arndt Gumpel (1922 – 2012)

Erich Arndt (1923 – 2011)

In lebendiger Erinnerung

»Das ist doch die Gegend meiner Jugend!«, jubelt Ruth Gumpel ins Telefon als wir uns im Sommer 2009 zu einem gemeinsamen Besuch einer Schulklasse in Berlin-Kreuzberg verabreden. Seit mehr als 60 Jahren lebt die lebenslustige Frau nun schon in den USA, aber ihrer alten Heimatstadt fühlt sie sich noch sehr verbunden. Trotz ihres bereits fortgeschrittenen Alters besucht sie Berlin regelmäßig und berichtet dort auch als Zeitzeugin von der Geschichte ihres Überlebens. Dennoch scheint ein Schulbesuch gerade in jenem Stadtteil, in

dem sie aufwuchs, etwas ganz Besonderes zu sein und sie in freudige Erregung zu versetzen.

Wenige Wochen später sitzt Ruth Gumpel den Kreuzberger Jugendlichen gegenüber. Ihre spannende Familiengeschichte, auch ihre lebhaft und aufgeschlossene, zugleich geduldige und liebenswürdige Art, fesselt die Zuhörenden. Die Jugendlichen lauschen fasziniert und konzentriert, kleben regelrecht an ihren Lippen. Niemand unter ihnen, der sich anschließend nicht

begeistert auf einem Handy-Foto mit ihr verewigt sehen will.

Ruth und ihr Bruder Erich wuchsen als Kinder des jüdischen Arztes Dr. Arthur Arndt und seiner Frau Lina in behüteten Verhältnissen auf. Die Familie war in der Nachbarschaft beliebt und geachtet, was auch die Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht zu ändern vermochte. Dennoch wirkte sich der zunehmende Antisemitismus immer stärker auch auf die Geschwister aus. Ruth und Erich mussten bald ihre Schulen verlassen; Ruths

Ausbildung zur Säuglingskrankenschwester und Erichs Lehre in Metallbearbeitung waren nur noch in jüdischen Einrichtungen möglich. 1938 war es der Familie endlich gelungen, die zur Auswanderung benötigten Affidavits zu erlangen. Doch als sie eine dieser Bürgschaften einem in Not geratenen Verwandten überließen, um ihn vor dem KZ zu retten, war ihre Emigration vorerst gescheitert.

Immer drückender wurden die Einschränkungen des Lebensalltags: Während dem Vater die Berufsausübung fast unmöglich gemacht wurde und die Familie in die beengten Verhältnisse eines »Judenhauses« umziehen musste, hatten Ruth und Erich bald in Fabriken Zwangsarbeit zu leisten. Als ab 1941 die Deportationen begannen, war es der damals 19-jährige Erich, der den gesetzestreuen Vater schließlich davon überzeugte, sich nicht passiv dem Schicksal zu überlassen, sondern die Geschicke selbst in die Hand zu nehmen. Fast zweieinhalb Jahre lang und mit der Hilfe von zahlreichen Freunden und Bekannten hielt sich die Familie versteckt, unter anderem in einer Fabrik in der Oranienstraße, nur wenige Häuser von dem Büro der KIGa entfernt. Gefährten im Untergrund waren auch die späteren Ehepartner von Ruth und Erich, Bruno Gumpel und Ellen Lewinsky mit ihrer Mutter Charlotte.

Die außergewöhnliche Überlebensgeschichte der Familie Arndt begleitet uns seit vielen Jahren. Sie ist Teil einer Wanderausstellung für Schulen und steht im Mittelpunkt eines speziellen Projektschultages für Jugendliche, mit denen wir am lokalhistorischen Beispiel arbeiten¹. Sie dokumentiert nicht nur das furchtbare Verfolgungsschicksal jüdischer Menschen während der NS-Zeit, sondern zeugt auch von Mut und Entschlossenheit, mit denen die Betroffenen ihre Handlungsmächtigkeit aufrecht zu erhalten versuchten. Sie zeigt außerdem, dass

es auch unter nichtjüdischen Deutschen mutige Menschen gab, die ihren drangsalierten Nachbarn trotz eigener Gefährdung beistanden und halfen.

Bei Projektschultagen zu den Biografien der Geschwister Ruth und Erich zeigten sich die Jugendlichen stets beeindruckt von der Tatsache, dass die Protagonisten immer noch lebten. Nun ist Ruth Gumpel am 20. Mai gestorben; Erich Arndt starb am 12. September des vergangenen Jahres. Beide sind uns sehr ans Herz gewachsen und ihr Tod macht uns traurig. In unserer Arbeit aber werden sie uns weiterhin begleiten.

1 »Warum bist du nicht tot?« – Geschichten jüdischer Menschen in Kreuzberg 1933-1945. Eine Ausstellung für Jugendliche, in Kooperation mit der Gedenkstätte Deutscher Widerstand und dem Kreuzberg Museum; Projektschultag »...und raus bist du!« – Eine jüdische Familie aus Kreuzberg.

➔ Weitere Details unter:
www.kiga-berlin.org → Angebote

Literatur

Barbara Lovenheim, *Überleben im Verborgenen. Sieben Juden in Berlin. Ein Bericht*, Berlin 2002

Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Juden in Kreuzberg. Fundstücke, Fragmente, Erinnerungen*, Berlin 1991



© KIGa e.V.

„Im Herbst 1942 hörte man allerlei Geschichten, daß junge jüdische Leute ‚untertauchten‘. Kein Mensch wußte natürlich, ob dies wirklich so war. Mein Bruder Jochem aber fand es eine ganz wunderbare Idee, und er schlug meinen Eltern vor, das Gleiche zu unternehmen. Wie zu erwarten, stieß er damit auf enormen Widerstand. Mein Vater, Dr. Arndt, war der Meinung, daß so etwas, wenn überhaupt möglich, nur für einzelne Personen in Frage käme, aber nicht für eine vierköpfige Familie. Wo sollte man bleiben, wem könnte man trauen und so etwas überhaupt zumuten usw.? [...] Die allgemeine Stimmung unter den Juden wurde immer trüber. Von Tag zu Tag wußten wir nicht, ob wir von der Gestapo von zu Hause oder von der Arbeit abgeholt werden würden, wie es jetzt oft geschah. Endlich willigten meine Eltern ein, ein solches Unterfangen zu versuchen. Der Dezember 1942 war sehr kalt mit viel Schnee.“

Auszug aus: Gumpel, Ruth „Überleben im Untergrund“, in Berliner Geschichtswerkstatt (Hg.), *Juden in Kreuzberg. Fundstücke, Fragmente, Erinnerungen*, Berlin 1991

Impressum

Herausgeber:

Kreuzberger Initiative
gegen Antisemitismus (KlgA e.V.)
Oranienstraße 34
10997 Berlin

mail@kiga-berlin.org
www.kiga-berlin.org

V.i.S.d.P.: Anne Goldenbogen

© KlgA e.V., Juli 2012

Gefördert im Rahmen des Bundesprogramms
„TOLERANZ FÖRDERN – KOMPETENZ STÄRKEN“.



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend



evz STIFTUNG
ERINNERUNG
VERANTWORTUNG
ZUKUNFT